GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Krisenhafte Umbrüche im Selbstbild von Studentinnen am Studienende

Krejci, Erika

1995

https://doi.org/10.25595/3988

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Krejci, Erika: *Krisenhafte Umbrüche im Selbstbild von Studentinnen am Studienende*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 1 (1995) Nr: 1, 81–97. DOI: https://doi.org/10.25595/3988.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Krisenhafte Umbrüche im Selbstbild von Studentinnen am Studienende

Erika Krejci

Unter den Studierenden mit Examensschwierigkeiten, die die Psychotherapeutische Beratungsstelle für Studierende – PBS – aufgesucht haben, fiel im Laufe der Jahre eine bestimmte wiederkehrende Problemkonstellation auf, die in dieser Weise nur bei Frauen vorkommt. Es handelte sich um ausgesprochen leistungsorientierte und erfolgsgewohnte Frauen, die durch schwere Lern- und Arbeitsstörungen während ihres Abschlußexamens bzw. beim Schreiben der Doktorarbeit zu scheitern drohten.

An Hand der kursorischen Darstellung von 4 Behandlungsverläufen werde ich die Erfahrungen skizzieren, die meinen Überlegungen zugrunde liegen. Zwei der Studentinnen kamen zunächst nur deswegen in die PBS, weil sie ein Attest für eine Fristverlängerung brauchten; die ambivalente Einstellung gegenüber einer Inanspruchnahme psychotherapeutischer Hilfe war aber für alle vier bezeichnend. Bei der forcierten Stärke und Selbständigkeit, die zu ihrem Selbstverständnis gehörte, war das Eingeständnis von Hilfsbedürftigkeit bereits ein erster Schritt heraus aus einer problematischen Persönlichkeitsentwicklung. Das Angebot der PBS – sofortige Gesprächstermine für eine begrenzte Zeitdauer in wöchentlichen Abständen – kam ihrem Wunsch nach aktueller Bewältigung eines umgrenzten Konfliktes bei größtmöglicher Rücksichtnahme auf ihr Autonomiebedürfnis entgegen.

Die Namen in den folgenden Fall-Skizzen sind erfunden, biographische Daten wurden zur Unkenntlichmachung dort verändert, wo es die psychodynamischen Zusammenhänge nicht nennenswert stört.

1.) Eva, 26 Jahre

Die junge Frau kommt wegen Konzentrations- und Arbeitsstörungen bei der Fertigstellung ihrer Magisterarbeit in die PBS. Außerdem klagt sie über seit Monaten bestehende Schlafstörungen. Während sie früher nur für das Studium gelebt und auch an den Wochenenden gearbeitet hatte, wenig Schlaf brauchte und nach einem sehr guten Abitur immer sehr erfolgreich bei der Zwischenprüfung, allen Referaten und Hausarbeiten war, geht sie nun erstmals seit einigen Monaten Interessen außerhalb der Universität nach. Sie spricht vernünftig, distanziert und mit leiser Ironie über der Situation stehend, dabei witzig und originell. Es zeigt sich sehr rasch, daß sie aus dieser Haltung nicht heraus

kann, daß sie ihr zur zweiten Natur geworden ist. Wir brauchen eine lange und geduldige Arbeit, um Angst, Selbstunwertgefühle und Gefühle von Einsamkeit und Verlassenheit hinter dieser scheinbaren Selbstgewißheit zugänglich zu machen.

Schon im ersten Gespräch höre ich, daß ihr Vater Emotionen als etwas typisch Weibliches bezeichnet hat. Sie war stolz darauf, daß er sie selbst nicht diesen emotionalen Frauen zurechnete, sondern sie für überlegt und sachlich hielt. Der Vater mit seinen festen Meinungen und seinem (scheinbaren?) Nonkonformismus war immer ihr großes Vorbild gewesen. Dagegen war ihr Verhältnis zu ihrer Mutter, die ihrerseits die zwei jüngeren Brüder deutlich vorzog, zwar bemüht, aber nie gut gewesen.

Allmählich schälte sich heraus, wie sehr Eva ihr Studium nicht als ihre eigene Sache, sondern für ihren Vater betrieben hatte. Im ersten Semester hatte er sogar ihren Stundenplan mit ihr zusammengestellt. Sie hatte ursprünglich vor, seinem Wunsch entsprechend zu promovieren und eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Ihre Professoren hatten diese Pläne wegen ihrer unzweifelhaften Begabung ebenfalls unterstützt. Allerdings erhielt sie schon in der Schulzeit und dann wieder bei der Bewerbung um ein Stipendium Hinweise, daß sie sich stärker von ihrem Vater lösen müsse und daß es ihr an persönlicher Reife fehle. Sie vergaß diese Bemerkungen nie, wußte jedoch überhaupt nichts damit anzufangen. Erst jetzt, nachdem sie begonnen hatte, sich von den väterlichen Vorgaben zu entfernen, nachdem also verspätet ein innerer Trennungs- und Ablösungsprozeß eingesetzt hatte, konnte sie sich selbst besser wahrnehmen. Ihr fiel auf, daß sie sich in sich selbst getäuscht hatte; die Schreibtischarbeit kostete sie viel mehr, als sie zuvor realisiert hatte, und sie brachte ihr bei weitem nicht die gleiche Befriedigung ein wie andere, konkretere Tätigkeiten. Nun ging beim Schreiben auf einmal nichts mehr voran, weder bei der Magisterarbeit noch bei der Fertigstellung einer letzten Hausarbeit. Für sie „stürzte eine Welt zusammen".

Sie bekam abendliche Panikanfälle mit Herzrasen und hatte das Gefühl, ins Bodenlose zu fallen. Die psychotherapeutischen Gespräche bzw. die Beziehung zu mir, also zu ihrer Therapeutin, boten ihr in dieser Situation einen gewissen Halt und reduzierten ihre Angst „auf ein menschliches Maß". Sie begriff sehr rasch, daß es darum ging, nun ihren eigenen Weg zu suchen. Der Halt, den ich ihr anbot, war nicht so beschaffen, daß sie sich nach Vorgaben von mir hätte richten können. Dennoch versuchte sie lange Zeit, sich wenigstens an vermeintlichen Erwartungen von mir zu orientieren. „Kleine, gute Erfahrungen" führten jedenfalls von Anfang an dazu, daß sie sich in einer Situation der Ratlosigkeit und Verwirrung nicht mehr völlig alleine fühlte.

Als ihr ihre Identifikation mit ihrem Vater bewußter wurde, tauchte im Laufe unserer Arbeit zunehmend ein entwertetes weibliches Selbstbild auf, das seine Wurzeln wohl schon in ihrer Kindheit hatte. Die sexuelle Reifung in der Pubertät brachte dann erhebliche Schwierigkeiten mit sich. Sie hatte damals starke Gewichtsschwankungen gehabt, kam sich unattraktiv vor und beteiligte sich nicht an den „läppischen" Vergnügungen der Gleichaltrigen. Von verbalen Attacken von Arbeitern, „ungewaschenen Männern im Bus, die nicht richtig Deutsch sprechen konnten", hatte sie sich sehr erniedrigt gefühlt. Äußerungen des Vaters wie: „Die hat auch den Verstand zwischen den Beinen" oder „Wenn bei Frauen ein Mann im Spiel ist, geht ihr ganzer Verstand in den Arsch", verletzten sie nicht nur selber, sondern beschädigten auch das Bild ihres bewunderten Vaters. Er wurde dadurch selbst zu einem der bedrohlichen Männer, vor denen er sie immer gewarnt hatte.

Studentin zu sein war für sie schließlich wie ein Schutzschild gegen all solche männlichen Angriffe. „Frau und doof sind synonym"; „Frauen haben keine großen intellektuellen Fähigkeiten, weil sie mehr an leiblichen Dingen interessiert sind" – das alles betraf sie nun nicht mehr, weil sie als Studentin nicht zu diesen Frauen gehört. Man ist eine Ausnahme-Frau.

Eva konnte nun merken, in welchem Ausmaß sie sich davon bedroht fühlte, daß irgend jemand ihr nachweisen könnte, daß sie etwas nicht weiß. Diese Angst hatte etwas davon, als Hochstapler entlarvt zu werden. Sie hatte sich von dem Wunschbild, das der Vater von ihr als starker, unabhängiger Ausnahme-Frau entworfen hatte, verführen lassen, hatte sich dabei aber zugleich unbewußt mit seiner Geringschätzung der Frauen im allgemeinen und ihrer Mutter im Besonderen verbündet. Dadurch geriet sie in einen tiefen Zwiespalt mit ihrem eigenen Geschlecht und entsprechend mit ihrem Selbstgefühl. Sie kam sich hohl und leer vor, ohne Substanz, ohne eigene Meinung. Bislang hochgeschätzte Eigenschaften von ihr gerieten in ein neues Licht, z.B. ihre Bereitschaft jederzeit anderen zu helfen und für andere da zu sein. Das erwies sich einerseits als eine Verkehrung von passiv zu aktiv, d.h. sie konnte damit ihre eigene Hilfsbedürftigkeit vor sich selbst verborgen halten. Zum weiteren war es auch eine Art Wiedergutmachung ihres schlechten Gewissens sowie Konfliktscheu, d.h. Unfähigkeit, nein zu sagen aus Angst vor dem Verlust von Zuneigung. Nur sehr zögernd und unter Durcharbeitung vieler Ängste konnte sie schließlich ihre eigenen Wünsche nach Hilfe und Trost auch bewußt erleben.

Sie entdeckte die entwertete Mutter in sich selber. Mit vielen Schuldgefühlen wegen ihrer kritischen Gedanken, dann aber auch mit großer Erschütterung und Traurigkeit wurde ihr klar, wie wenig Anerkennung, Unterstützung und Schutz sie von dieser selbstbezogenen, autoritäts- und männergläubigen Mutter erlebt hatte. Die Mutter war oberflächlich, sehr stark von der Meinung anderer

abhängig und in ihrer Zwanghaftigkeit kleinlich und einengend. Sie ging ihr mit ihren entsprechenden Nörgeleien auf die Nerven. Auch die Mutter konnte sich nicht helfen lassen, obwohl sie ständig über ihre Arbeit klagte. Man konnte ihr nie etwas recht machen, bekam nie einen Dank. Eva schämte sich auch dafür, daß die Mutter immer etwas Besseres sein wollte als die anderen, sich dabei aber gar nicht selten in ihrer Unwissenheit blamierte. Daß sie mit ihren studierenden Kindern angab und sich mit deren Erfolgen schmückte, ohne daß sie sich aber für ihr Leben interessierte, war eine weitere große Enttäuschung für die Tochter. „Eine gute Haushälterin, aber keine gute Mutter" hatte der Vater gesagt und sie gab ihm recht. Den Ärger auf ihre Mutter mit dem Vater zu teilen, verband sie beide noch zusätzlich miteinander. Der Vater ging so weit, im Beisein seiner Frau zu sagen, er habe nur zwei Frauen auf dieser Welt geliebt, seine Mutter und seine Tochter. (Hier wird die Liebe zur Tochter idealisiert und mit der Entwertung der Mutter durch den Vater verknüpft.)

Nun stellte Eva im Laufe der Gespräche bei sich fest, daß sie sozusagen zweigeteilt war, zwei verschiedene Seiten hatte, die sie als „die Köchin" und „die Wissenschaftlerin" bezeichnete. (Sie war eine ausgesprochen gute und geschickte Köchin, der die praktischen Arbeiten auch Spaß machten.) „Ich habe beide Pole in mir und verleugne immer einen von beiden. Ich will sie zusammenbringen" sagte sie. Es war das ihre ureigenste Formulierung für den Versuch der Überwindung der ödipalen Spaltung, in der sie bis dahin gelebt hatte.

Sie fragte sich unsicher, ob ihr Wunsch nach Kindern lediglich Gefühlsduselei, Bequemlichkeit und Rückzug in das einfache Leben bedeutete oder mehr. Sie trennte sich von ihrem Freund, als es klar wurde, daß er an einem Zusammenleben bzw. an einer Familiengründung nicht interessiert war. Die Ambivalenz in dieser Beziehung, die anfänglich für sie ein Schutz vor Abhängigkeit gewesen war, wurde nun zu einem Hindernis für eine Vertiefung und Weiterentwicklung ihrer Freundschaft. Sie machte ihr Examen und bekam eine Stelle. Wir verabschiedeten uns, obwohl ohne allen Zweifel noch sehr viel zu tun gewesen wäre. Aber eine Entwicklung in Richtung auf eine stärkere Integration und entsprechende Entfaltung der eigenen Lebensthemen kann sich unter nicht zu schwierigen Lebensumständen auch mit Hilfe der eigenen Ressourcen sowie eines verinnerlichten guten Objektes ohne Therapie fortsetzen.

2.) Corinna

Unmittelbar vor ihrem 29. Geburtstag kommt Corinna, eine lebhafte, schöne, sehr elegante junge Dame wegen Schwierigkeiten beim Schreiben ihrer Doktorarbeit zu mir. Sie kommt nicht voran, vertut ihre Zeit und leidet unter Schlafstörungen. Sie ist persönlich hineingezogen in die Forschungsarbeit über die sie berichten will, weiß aber, daß von ihrem Professor nur „objektive For-

schung" akzeptiert wird, nicht aber die Reflexion subjektiver Beteiligung. Obwohl sie seit kurzem verheiratet ist, wird sie noch von ihrem Vater finanziert, der viel Geld hat. Er hat eine verantwortliche Position in einer großen Firma inne. Nicht zuletzt seinetwegen will sie eine gute Note bei der Promotion bekommen, zumal er sie als Professorin sehen möchte. Er selbst ist in seinem Beruf äußerst tüchtig und erfolgreich; sie als seine Tochter soll das auch sein. Nun hat sie unter dem Druck ihrer Arbeitsstörungen angefangen sich zu fragen, ob sie nicht Angst vor dem endgültigen Erwachsen-Werden hat. In ihrem Studienfach gibt es kaum Stellen, und für eine Frau schon gar nicht. Sie weiß also nicht, was aus ihr nach der Promotion werden soll: Die gemeinsamen Träume im Hinblick auf eine große berufliche Karriere erweisen sich plötzlich als nichts anderes als Träume!

Beim Fortgang der Gespräche wird dann als Hindernis für die Verwirklichung ihres akademischen Abschlusses die unbewußte Bedeutung der Doktorarbeit als Produkt einer Inzestbeziehung erkennbar. Sie träumt, daß sie Geschlechtsverkehr mit ihrem Vater hat, der sich sehr kontrollierend und bestimmend verhält und dabei viel stärker ist als ihr Mann, was sie sehr beeindruckt. Nach diesem Traum will sie die Gespräche mit mir abbrechen, ohne daß ihr dieser Zusammenhang bewußt geworden wäre. Ich erhebe Einspruch, und wir arbeiten weiter. Ich höre dann, daß sie selbst äußerlich ihrer Mutter, wesensmäßig aber dem Vater sehr ähnlich ist. Sie beide sind sich gewachsen, bieten einer dem anderen Paroli und bewundern mit der Bewunderung des anderen auch sich selbst. Ihre Mutter, eine attraktive und emotionale Frau, hat bis zu ihrem 20. Lj. kaum eine Rolle für sie gespielt, wie sie zunächst meint. Seitdem hat sie entdeckt, daß die Mutter zwar oft wehrlos und ausgeliefert, aber doch in ganz anderer Weise bei sich selbst sein kann als der Vater und daher etwas verkörpert, was sie sehr erstrebenswert findet.

Sie hat als junges Mädchen unbewußt über die Mutter mit ihren Gewichtsproblemen triumphiert, hat es genossen, die Blicke der Männer auf sich zu ziehen und mit vielen Männern prickelnden und unkomplizierten Sex zu genießen. Das habe sie leicht und lebendig gemacht. Sie hat früher sehr viel gelacht: „Das Lachen ist mir aber vergangen", sagt sie.

Ihr Körper hat sich verändert und auf einmal ist sie es selbst, die die übergriffigen und anmaßenden Bemerkungen des Vaters über ihre Rundungen in hilflosem Zorn über sich ergehen lassen muß. In der Beziehung zu ihrem Mann war zunächst sie die aktive. Sie hat ihn verführt; er sei vorher Jungfrau gewesen, wie sie sagt. Ihr Verhältnis zu ihm hat Vieles von dem einer Schwester zu ihrem Bruder. So kommt ihr erheblich jüngerer Bruder ins Gespräch, auf den sie bei seiner Geburt und als Baby sehr eifersüchtig gewesen war. Dann stellt sich heraus, daß er im Gegensatz zu ihr ein Problemkind war, immer viel

Angst hatte und viel Bemutterung brauchte, die oft von ihren Eltern an sie delegiert wurde. So hat sie sich von klein auf sehr um ihn gekümmert. Wir entdecken, daß sie insgeheim mit ihrem Bruder als „versehrtem Mann" identifiziert ist. (Es gibt also zwei verschiedene Formen männlicher Identifizierung bei ihr, die mit dem starken Vater und die mit dem schwachen Bruder. Beide sind zugleich inzestuöse Liebesobjekte.)

Sie merkt im Weiteren, daß sie sich mit einem Teil ihres Selbst völlig dem Vater unterworfen hat: wie er läßt sie bei sich keinerlei Emotionen gelten. Er hatte sie bei früher vorkommenden Emotionsausbrüchen regelrecht zusammengestaucht und sie zwischen ihrem 14. und 21. Lj. oft geschlagen, wobei sie eisern die Zähne zusammenbiß, damit er sie nicht weinen sehen konnte. Eines Tages dann schlug sie zurück, der Bruder griff ein und trennte sie.

Als ich den Zusammenhang zwischen diesen Erfahrungen und ihren Problemen bei der Darstellung von Gewalterfahrungen in ihrer Promotion deute, kommen noch weitere Elemente ihrer sadomasochistischen Fixierung an „die Väter" zur Sprache. (Doktorväter sind nicht ganz selten die Erben von älteren, also infantilen Beziehungsformen). Sie kennt nicht nur die masochistische, sondern durchaus auch die sadistische Position und sagt: „Ich habe Angst vor dieser Power." Ihre Arbeit konnte nun langsam fortschreiten.

Sie fängt an, sich an die warmherzige und weiche Seite ihres Vaters zu erinnern und kann sehen, daß er zu Zeiten in ungewöhnlichem Maße sensibel und einfühlend sein kann, wenn er das auch in aller Regel sorgfältig versteckt. Parallel dazu tauchen in der Übertragung Abhängigkeitsängste und die Angst auf, in die Gewalt einer Hexe zu geraten. Damit werden Verlassenheitserfahrungen in der Beziehung zur Mutter aus der Kinderzeit zugängig. Diese war alles andere als mütterlich und hat beide Kinder nicht gewollt. Ihre eigene Kindheit war schwer und sie wäre lieber berufstätig geblieben, als Hausfrau und Mutter zu werden. Corinna bemerkt, daß sich auch alle ihre Freundinnen von ihren Müttern abgrenzen und sie nicht ernst nehmen. Alle seien wenig autonom, und keine von ihnen bliebe an der Uni. Ihr „Abschied von den Eltern" – von den tatsächlichen Eltern wie auch von der Universität – wurde in dieser Weise durch die Aneignung unbewältigter Kindheits- und Jugenderfahrungen in der Therapie, durch die bessere Integration heterogener Selbst-Anteile und durch den Verzicht auf Größenphantasien vorbereitet.

Nach dem erfolgreichen Abschluß ihrer Promotion sagt sie: „Seit der Prüfung fühle ich mich stärker als Frau und viel verletzlicher."

3.) Julia

Die 25 jährige Studentin kommt wegen gravierender Arbeitsstörungen bei der Fertigstellung ihrer Magisterarbeit in ihrem 11. Semester in die Psychotherapeutische Beratungsstelle, weil sie ein Attest zur Verlängerung der Abgabefrist benötigt. Sie wirkt blaß, streng und verschlossen. Ich bin beeindruckt von der stillen Erwartungslosigkeit, mit der sie mir gegenübersitzt, als gäbe es in der ganzen weiten Welt keine Hoffnung und keine Hilfe für sie – nur eben ein Attest, also etwas ganz Punktuelles und Konkretes. Sie beschreibt, wie sie vor dem Schreibtisch sitzt, mit den Fingern spielt, etwas aufräumt, nichts voran bringt und sich dabei zuschaut. Sie beginnt zu weinen, während sie sagt, sie gleite aus Selbstreflexion ins Grübeln und gerate dann in ein schwarzes Loch. Sie kennt solche depressiven Verfassungen seit ihrem 15. Lebensjahr (also seit der Pubertät). Sie ergänzt dann, daß sie zu anderen Zeiten sehr aktiv ist, ungeheuer viel Energie hat und dann auch sehr anspruchsvoll ist. Sie will im kommenden Jahr heiraten, kann aber dennoch nicht sehen, von welchem Sinn ihr Leben erfüllt sein könnte.

Im letzten Jahr hatte sie sich zunehmend zurückgezogen, weil sie alles so anstrengend fand. Damals hatte sie das Gefühl, daß sie des Lebens müde ist.

Sie ist das 6. von 8 Kindern eines Landwirts, die einzige, die studiert hat. Nach ihr kommen noch zwei jüngere Schwestern. Später erfahre ich, daß die Schwester vor ihr gestorben ist, ohne daß wir der Bedeutung dieser Tatsache für ihre depressive Grundstimmung nachgehen konnten. Die Beziehung zu ihrer Mutter blieb weitestgehend aus unserem Gespräch ausgespart, aber die Art und Weise, wie sie Distanz zu mir hielt, ließ viel unbewußten Konfliktstoff erahnen.

In der Schule hatte sie nie Mühe gehabt. Möglicherweise hat sie ihre intellektuelle Begabung als Zuflucht vor emotionalen Problemen entfaltet. Ihre Eltern waren ihre guten Leistungen gewöhnt und verstanden nie, warum sie Angst hatte. Sie konnte weder sich selbst noch ihnen klar machen, daß sie nicht wußte, worauf es mit ihr und ihrem Leben hinaussollte. Sie kommt erst wieder, nachdem sie ihre Magister-Arbeit abgegeben hat, 6 Wochen vor ihrer ersten mündlichen Prüfung. Lieber wäre es ihr eigentlich, auch weiterhin zu glauben, daß sie sich nur selber helfen kann, aber ihre Angst ist zu groß. Ihr einsamer Stolz hatte sie an den Rand ihrer Möglichkeiten geführt.

In ihrer Familie bestimmt ein eisernes protestantisches Pflichtbewußtsein das Leben, das sie selbst als Lebensinhalt aber zu wenig findet. Sie versteht nicht, warum sie trotzdem nicht dazu in der Lage ist, moralische Ansprüche z.B. für ein berufliches Engagement in Entwicklungsländern, die eine Freundin an sie heranträgt, für sich selbst abzulehnen. In anderen Situationen hat sie durchaus ein Rebellionspotential zur Verfügung, hat auch in dem Jugendverband, in dem

sie seit Jahren arbeitet, davon Gebrauch gemacht und dort sehr nachdrücklich und wirkungsvoll im Vorstand ihre Gesichtspunkte vertreten. Als sie mir das erzählt, bekommt sie funkelnde Augen, wird lebhafter und lächelt verschmitzt, so daß ich plötzlich die organisationsfähige und entschiedene junge Frau vor mir sehe, die sie in einem anderen Zusammenhang offenbar durchaus sein kann. Ihr Verlobter hat sie in dem Jugendverband so kennengelernt – willensstark und sicher. Diese Schale sei dann Stück für Stück abgebröckelt, wie bei einer Zwiebel.

Sie geht ihren Zweifeln an dem Sinn des Lebens nach. Die religiösen Antworten helfen ihr überhaupt nicht dabei. Sie erinnert sich, wie sie mit 6 oder 7 Jahren nachts mit dem Gedanken aufwachte, „Mutti und Papa könnten sterben." Später hat sie sich überlegt, daß ein Weltuntergang das beste wäre, damit niemand alleine zurückbleibt. Es kommen Erinnerungen an wiederkehrende Angstträume und schließlich liest sie mir einzelne Gedichte von sich vor. In einem kriecht ein roter Käfer auf den Bergen und Schluchten einer schwarzen Asphaltstraße herum, auf der plötzlich rechts und links von ihm große, schwarze Reifen vorüberrollen. Da wir nicht den großen Rahmen einer Psychoanalyse zur Verfügung haben, sage ich nichts über meine Vermutung, daß sie damit das Gefühl eines gefährlichen, miteinander verbundenen Elternpaares darstellt, sondern fasse lediglich das Gefühl von Bedrohung in Worte, das sie mit diesem Bild ausgedrückt hat. Sie antwortet, wenn sie die Bibel lese, fände sie überall nur Gericht und nicht die Gnade, die den Menschen zugesprochen wird. Sie lebe immer in dem Gedanken: „Du mußt gut sein!" So können wir das Dilemma eines streng erzogenen Mädchens verstehen, das aus Respekt vor den Eltern kaum wagte, ihre eigenen Wünsche anzumelden – z.B. nach längeren Haaren, die sie statt ihrer Jungenfrisur gerne gehabt hätte. Erst hinter ihrem nie zugelassenen Ärger tauchen Erinnerungen an Kindheitserlebnisse enger Gemeinschaft mit dem Vater auf. Sie sitzt mit ihm auf dem Mähdrescher und er vertraut ihr das Lenkrad an, während er die anderen Hebel bedient. Von der übrigen Welt ist durch den Staub nichts mehr zu sehen, durch den Lärm nichts mehr zu hören, nur sie und er. Das war für sie der Inbegriff des Glücks. Wenn er aber abgestiegen war und ihr Kommandos zuschrie, weil er den Lärm des Motors übertönen mußte, machte ihr das Angst, weil sie es so erlebte, als schimpfe er mit ihr – ein rascher Wechsel von glücklicher Nähe und Gemeinsamkeit zu Angst vor Streit und Bestrafung!

In der ersten Sitzung nach einer Feiertagspause hatte sie die erste ihrer drei mündlichen Prüfungen erfolgreich hinter sich gebracht. Sie hat geträumt, sie sei schwanger, weiß aber diesen Traum von neuem Leben „nicht zu gewichten".

Als sie die Überlegungen zu ihren Hochzeitsfeierlichkeiten schildert, erlebe ich ihren ganzen uneingestandenen Protest in der geheimen Komik, mit der sie das Verhalten ihres Vaters beschreibt, der wie immer will, daß alles nach seinem Kopf ablaufen soll. Als ich sie darauf aufmerksam mache, ist ihr das gar nicht fremd. Sie bestätigt, daß sie ihn mittlerweile manchmal geradezu grotesk findet.

Nach dieser Stunde wird die Frage nach dem Auf und Ab ihrer Stimmung, nach den „schwarzen Löchern" und dem häufigen Grübeln und Zweifeln von ihr nachdrücklicher und aktiver gestellt, nicht mehr so als gäbe es ja doch keine Antworten auf solche Fragen. Nun will sie wissen.

Sie kann sich erinnern, wie sehr die unerreichbare, kühle Überlegenheit ihres Vaters sie wütend gemacht hat, stimmt dann aber ohne weiteres meiner Deutung zu, daß sie das Kontrollierte, Unerreichbare und Überlegene selbst übernommen hat. Sie habe es besonders Schwächeren gegenüber herausgelassen, habe ihre jüngeren Schwestern damit ganz schön drangsaliert. Wie der Vater organisiert sie am liebsten alles ganz perfekt, damit ja nichts schief gehen kann. Dann fällt ihr aber plötzlich ein, daß sie zum Erstaunen ihres Verlobten manchmal ganz spontan und unvernünfig sein kann. Mit einem kleinen Lachen setzt sie hinzu, er könne das allerdings auch!

In dieser Passage der Therapie wurden bestimmte konträre Verhaltensweisen von ihr besonders deutlich als zusammengehörig erkennbar. Sie entwickelte nun statt eines Gefühls von eigener Widersprüchlichkeit ein stärkeres Gefühl von Kohärenz, weil sie durch die Möglichkeit das Zusammenspiel der beiden Seiten bewußter als zuvor zu erleben, diese auch besser steuern und zum Ausgleich bringen konnte.

In Diskussionen mit Freunden wehrte sie sich gegen deren Denk-Schema. „In der modernen Partnerschaft muß die Frau gleichwertig sein", hieß es. Sie ihrerseits hielt dagegen, wie es denn wäre, wenn sie mal anerkennen würden, was eine Hausfrau oder Mutter alles tut. Nun äußert sie die Vermutung, daß der Druck, unter dem sie sich immerzu gefühlt hat, dadurch entstanden sein könnte, daß sie diesen allgemein anerkannten Weg einer eher schematisch verstandenen Emanzipation für sich gar nicht wolle.

Sie erzählt mir, daß es im Südseeraum einen Initiationsritus gibt, bei dem die Jungen in das Maul eines geflochtenen Krokodils hinein- und auf der anderen Seite wieder herauskriechen müssen. Damit bringt sie das alte Sinnbild des Stirb und Werde, des Verschlungenwerdens, des „Hinabfahrens in die Grube" als Bedingung einer neuen Lebensstufe zur Sprache.

Vor ihrer dritten und letzten Prüfung in Philosophie wirkt sie sehr angespannt und ängstlich. Ich lasse mir einfach erzählen, worauf sie sich vorbereitet hat. Dabei entdecken wir ihre Schwierigkeit, Philosophie in einer akademi-

schen Art und Weise zu betreiben, d.h. fern von allen persönlichen, eigenen Fragen. Sie empfindet es dann als große Hilfe, in die Prüfung so hineinzugehen, daß sie sie stärker als ihre eigene Sache betrachtet, nicht nur als von außen erzwungenes Muß. Sie traut sich ihre eigenen Überlegungen vorzutragen und kommt mit einem sehr guten Resultat aus dieser gefürchteten Etappe zurück. Auch die schriftliche Arbeit hat übrigens eine sehr gute Note erhalten. Mindestens so wichtig ist aber, daß sie selber findet, daß es ihr Text geworden ist, ihr ganz eigener Text, der wirklich Hand und Fuß hat.

Ihr Verlobter hat sie jetzt zur „Meisterin der Künste" (Magister Artium) ernannt, was uns beiden großes Vergnügen macht.

4.) Susanne

Susanne kommt wenige Tage nach ihrem 26. Geburtstag in die Psychotherapeutische Beratungsstelle. Sie wirkt ungeheuer angespannt und wie getrieben. Sie ist im 15. Studiensemester eines geisteswissenschaftlichen Studiums. Dieses Studium nun droht zu scheitern. Nachdem ihre erste Magisterarbeit abgelehnt worden ist, kann sie auch die zweite Arbeit nicht rechtzeitig fertigstellen. Sie kommt mit dem Schreiben nicht voran und kann sich nicht konzentrieren. Um sich zu zwingen, ballt sie die Faust, verkrampft den ganzen rechten Arm und schlägt dann mit der Faust auf den Tisch. So kann sie besser durchhalten. Auf diese Weise hat sie schon früher vor dem Abitur, vor allen Klausuren und Referaten ihre Panik-Gefühle bekämpft. Ihre Scheine hat sie aber alle mit 1 oder 2 gemacht.

Neben ihren Schwierigkeiten mit den Professoren, die ihre beiden Magisterarbeiten betreut hatten, kommt bald auch eine von ihr als sehr autoritär empfundene Frau im Prüfungsamt zur Sprache. Ich verstehe das als Hinweis auf ihre Angst vor Ablehnung und Zurückweisung durch mich und dadurch können wir ihre Angst vor Autoritäten als ein zentrales Element ihrer gegenwärtigen Situation verstehen. Sie hat erst nach der Ablehnung ihrer ersten Magisterarbeit begriffen, daß von ihr nicht nur das Referieren der Auffassungen von verschiedenen Autoritäten, sondern etwas Eigenes erwartet wurde. Das hat eine krisenhafte Entwicklung angestoßen.

In diesem Zusammenhang spricht sie erstmals von ihrem Vater. Er ist Arbeiter, hat ein großes Charisma, so daß viele junge Leute seinen Rat suchen, während sie ihn als stur bezeichnet, sich immer von ihm bevormundet gefühlt hat und in den letzten Jahren viele Auseinandersetzungen mit ihm hatte. Sie habe immer die Welt aus seiner Sicht und durch seine Augen gesehen. Es sei kaum möglich gewesen ihm gegenüber eine eigene Meinung zu vertreten. (Nun wird aber genau das von ihr gefordert!)

Weil sie sich zu ihrem Erstaunen nach dem ersten Gespräch erleichtert fühlt, geht sie auf meinen Vorschlag ein, die Gespräche fortzusetzen, um sich mit ihrer großen Selbstunsicherheit, ihren hohen Ansprüchen an sich selbst und mit ihrem Perfektionsdrang auseinanderzusetzen. Sie erhält eine Verlängerung der Abgabefrist um 2 Monate durch ein von mir ausgestelltes Attest.

Als ich feststelle, daß diese Arbeit eine ungeheuer wichtige Funktion für ihr Selbstbewußtsein hat, antwortet sie sofort, sie habe Männer immer für fähiger gehalten: „Ich wollte mich den Männern stellen!" Sie komme aus einem engen katholischen Milieu, was die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen noch verstärkt habe.

Erstmals klingt eine Thematik an, die sich dann wie ein roter Faden durch die Gespräche ziehen wird: Sie kann es nicht vertragen, wenn sie Anerkennung findet, und sie hat bisher viel Anerkennung im Studium gefunden! Trotz ihrer Offenheit mir gegenüber empfinde ich sie als emotional sehr reserviert. Sie hat offenbar zu große Angst vor einer Beeinträchigung ihrer Autonomie, um sich auf eine persönlicher gefärbte Beziehung mit mir einzulassen. Ich muß da sein, aber etwa so wie eine Mutter, die nicht eingreifen darf, während ihr Kind seine eigenen Kräfte ausprobiert und auf Entdeckungen ausgeht.

Am Ende der zweiten Stunde mache ich Susanne schließlich darauf aufmerksam, daß sie bislang noch kein einziges Mal ihre Mutter erwähnt hat. Mit deutlicher Reserviertheit sagt sie, die Mutter sei diejenige, die gut sei, die alles verzeihe. Sie gebe aber immer nach und beziehe keine Position. So wolle sie nicht sein! Als ich unter dem Eindruck einer unausgesprochenen Frontstellung mir gegenüber zu ihr sage: „Sie können nicht schätzen, was Sie von ihr haben", meint sie, sie wisse, daß sie keineswegs ein reines Abbild ihres Vaters sei, sondern auch Eigenschaften ihrer Mutter habe. Die Mutter könne sich z.B. mit Dingen auseinandersetzen und habe ein psychologisches Feingefühl und eine Verständnisfähigkeit, die dem Vater fehle. Sie sei aber auch verträumt und das wolle sie selbst überhaupt nicht!

In dem nächsten Gespräch setzt sie sich mit ihrer Angst vor Autoritäten auseinander: „Wenn man sich von ihnen Angst einjagen läßt, dann kann man nicht bringen, was man weiß. Man verzichtet sogar aus Selbstlosigkeit darauf, zu bringen, was man weiß." (Das ist eine spontane Beschreibung einer masochistischen Unterwerfung, um ödipaler Rivalität aus dem Wege zu gehen.) Sie konfrontiert sich mit ihrer hektischen Arbeitsweise und überlegt, daß die mit Aggressionen verbunden ist und etwas Selbstzerstörerisches hat; sie setze sich selbst herab! Sie kennt aber auch ein anderes, ruhiges Arbeiten, das aus ihrem eigenen Interesse heraus erwächst. Sie will versuchen, ihre Magisterarbeit in dieser Weise zu Ende zu schreiben.

Sie spricht von ihrer alten Angst, alleine zu sein. Sie hat als Einzelkind viel gedurft und viel bekommen, was ihr aber auch oft vorgehalten wurde. Sie sollte dankbar dafür sein, was sie wütend gemacht hat. Die Eltern hätten nie gesehen, daß sie eine eigene Person ist. Sie hat sich als Kind gewünscht einmal im Krankenhaus zu liegen, weil die immer gesagt haben, es gehe ihr zu gut: „Das Verletzte in mir ist nie anerkannt worden!" Daß dieses „Verletzte" auch mit Phantasien über ihren weiblichen Körper zusammenhing, ließ sich zwar vermuten, aber doch nicht direkt erarbeiten. So sagte sie, sie habe immer gewußt, daß sie „innendrin" unsicher war und habe geglaubt, die anderen müßten das wissen. Für den Psychoanalytiker klingen hier Phantasien über das Innere des Körpers an. Der Rahmen einer Psychotherapie mit einer Wochen-Stunde reicht jedoch nicht aus, um tief unbewußte Zusammenhänge dem Bewußtsein zugängig zu machen. Dagegen sprach sie sehr explizit über ihren Wunsch über der Masse der Frauen zu stehen, „individueller zu sein" als diese: „Das ist das Frauenbild meines Vaters. Das habe ich übernommen. Ich muß ihm beweisen, daß ich anders bin als andere Frauen. Die kochen nur und putzen und verstehen nichts von Politik!" Aber auch über Mannweiber ist der Vater hergezogen, so daß sie selbst bis vor wenigen Jahren Männern gegenüber eine ganz abwartende Haltung eingenommen hat.

In der Vorstellung der Konfrontation mit den Prüfern erlebte sie erneut alte Ohnmachtsgefühle, besonders abends vor dem Einschlafen. Sie weiß, daß das irgendwie mit ihrem Frausein zu tun hat. Dabei spielt das Gefühl, den Blicken der Männer ausgesetzt zu sein, eine Rolle: „Ich wollte das nie, was die Männer in unserer Gesellschaft über die Frauen reden. Aussehen ist alles, sonst werden einem die Mängel reingedrückt."

Sie sieht sich zwischen zwei Welten, die heute nicht mehr einfach die väterliche und die mütterliche Welt sind, sondern die Welt ihres Herkommens, ihrer Kindheit und die neue Welt der Universität, des akademischen Lebens. Sie hat Angst, daß ihr ihr Grundoptimismus verloren gehen könnte, Angst vor der Einsamkeit, weil sie sich von ihrem Herkommen entfernt, auch von ihren Eltern: „Es ist so ein Abgehobensein. Es wäre leichter, da drin zu bleiben." Sie hat Angst, daß sie nur noch sachlich und rational sein könnte: „Ich möchte mir etwas von dem Emotionalen und Spontanen bewahren, aber alleine würde mir das nie mehr genügen."

Nachdem wir erneut an ihren Ängsten vor der Prüfungssituation gearbeitet haben, wird sie weicher und entspannter, kann gut arbeiten und sogar Pausen machen. Nun merkt sie, daß sie sich immer leid getan und insgeheim darauf gewartet hat von einem Mann gerettet zu werden. Die Entspannung hält nicht an, sondern weicht erneut einem tiefen Mißtrauen gegenüber den Professoren, verbunden mit einer entsprechenden Kampfhaltung. Damit schützt sie sich

aber vor den noch ängstigenderen Phantasien, die Professoren könnten wohlwollend sein: „Dann erwarten sie ja etwas von mir!" (Das hieß zugleich, daß sie dann diesen Erwartungen würde entsprechen wollen und in dieser altvertrauten Form um die Prüfer werben würde!)

Susanne bekam eine tadellose Note in ihren verschiedenen Examina. Vor der letzten Prüfung hatte sie Angst, sie könnte den ganzen Stoff verlieren, erlebte dann aber, daß „alles da war": „Er war wie zusammengefaltet."

Sozusagen als Abschiedsgeschenk teilt sie mir in unserem letzten Gespräch lächelnd mit, daß sie seit einiger Zeit einen Freund habe, zieht sich aber emotional sofort wieder von mir zurück und fängt an, über die Mutterrolle zu philosophieren.

Kommentar

Die 4 Frauen waren zwischen 25 und 29 Jahre alt, also im frühen Erwachsenenalter. Durch ihre Examensprobleme offenbarte sich eine Spaltung in ihrer Persönlichkeit, die sie bis dahin nicht wahrhaben wollten. Sie mußten alle am Ende ihres Studiums noch einmal durch eine Trennungs- und Ablösungsphase von den elterlichen Objekten hindurch, und zwar insoweit diese mit divergenten Selbstrepräsentanzen eng verbunden waren. Erst durch die bewußte und selektive Aneignung bestimmter Selbst- und Objektrepräsentanzen (Teuwsen 1990) verbunden mit der Verwerfung anderer wurde eine größere Einheitlichkeit in ihrem Selbstbild möglich. Dieser Umstrukturierungsprozeß lief auf die Festigung einer ödipalen Struktur mit der Akzeptanz des Inzestverbotes und der Bejahung des eigenen Geschlechtes hinaus.

Alle vier waren in ihrer Rolle als Studentinnen in erheblichem Ausmaß mit ihren Vätern identifiziert. Sie waren alle intensiv mit Fragen ihrer Weiblichkeit bzw. mit der Bewertung dieser Tatsache befaßt, ohne daß ihnen das klar gewesen wäre. Frau-Sein bzw. Mann-Sein war bei allen in einer unreifen, polarisierenden Weise konzeptualisiert und sehr stark mit gesellschaftlichen Cliche-Vorstellungen verknüpft (Kaplan 1990). Diese Cliche-Vorstellungen ähneln sich bei den vieren trotz des sehr verschiedenen sozialen Hintergrundes der Elternhäuser. Sie scheinen Vorstellungen ihrer Väter und zugleich verbreiteten gesellschaftlichen Stereotypen zu entsprechen, aus denen sich die Töchter nicht befreien konnten: Männer sind generell überlegen; ihre Sachlichkeit und Intelligenz ist mehr wert als die Emotionalität der Frauen; diese sind stärker an leiblichen Dingen interessiert und relativ beschränkt. Aus dem Blick der Töchter auf die Vorgänge innerhalb und außerhalb der Familie sind Ergänzungen dazugekommen: die Männer haben mehr Macht; sie haben das Sagen, insbesondere auch in der sexuellen Beziehung der Geschlechter daheim und in der Öffentlichkeit; sie beurteilen das Aussehen und den Körper der Frauen und ha-

ben das Recht, das offen zu äußern; das Leben der Männer ist interessanter als das einer Frau.

Die Identifikation mit ihren Vätern diente diesen Frauen dazu, der entwerteten weiblichen Rolle zu entgehen. Trotzig rebellierten sie dagegen, die in ihren Augen benachteiligte Rolle ihrer Mütter für sich zu akzeptieren. (Auch die Mütter scheinen übrigens wenigstens zum Teil mit ihrem Frauenlos unzufrieden gewesen zu sein.) Sie wollten beweisen, daß sie so gut wie ein Mann sein können, akzeptieren aber gerade dadurch tief unbewußt die Unterordnung weiblicher Erlebens- und Denkweisen unter die männlichen. Die Auflehnung gegen das vermeintliche Diktat einer von Geburt an vorbestimmten Unterlegenheit erfolgte bei diesen begabten Mädchen vor allem durch gute und sehr gute Schul- und Studienleistungen. Leistungen dienten nicht in erster Linie der Selbstverwirklichung, sondern der Aufwertung. In einem Fall – bei Eva – wird das Wissen wie ein Schutzpanzer entwickelt, der undurchdringlich den dahinter verborgenen weichen (depressiven) Kern schützen soll; die Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten dient insofern einer defensiven Aufgabe.

Diese Verknüpfung von männlichem Selbstbild mit intellektueller Leistungsfähigkeit (Chehrazi 1988) steht in unversöhnlichem Gegensatz zu dem emanzipatorischen Anliegen der vier Studentinnen. Sie führt angesichts der Prüfungen zunächst zu einem schweren Einbruch in der bisherigen Funktionsweise. Die Prüfungen, die auf dem Hintergrund des infantilen Konflikts wie Initiationsriten erlebt werden – diese gehen in primitiven Gesellschaften der Aufnahme in den Kreis der Männer bzw. der Frauen voraus – erzwingen eine Klärung im Selbstverständnis dieser Frauen als Frauen. Sie erzwingen eine bewußtere Trennung vom Vater und der väterlichen, also männlich geprägten Gefühls-, Denk- und Wertwelt, um die Unterwürfigkeit zusammen mit dem trotzigen Aufbegehren gegenüber der idealisierten „Männerwelt" der Wissenschaft hinter sich zu lassen. Das war die Voraussetzung dafür, ein im Prinzip persönlich bestimmtes Verhältnis zu dem Wissensstoff zu ermöglichen und die eigenen, subjektiven Anliegen mit dem akademischen Wissen in kreativer Weise zu paaren, z.B. sie mit philosophischen Fragestellungen verbinden zu können (Julia).

Die Schwierigkeit in der therapeutischen Begegnung bestand zunächst einmal darin, das Zutrauen der Studentinnen zu gewinnen. Vermutlich war es eine Hilfe, daß ihnen eine Frau gegenüber saß, die selbst studiert hatte, also etwas von den Zukunftsentwürfen der Studentinnen verkörperte. Gleichzeitig war die deutende Arbeit an den projektiven Vorgängen in der Übertragung von Anbeginn an erforderlich, um den Kontakt von alten Ängsten vor Kritik oder gar Verurteilung zu entlasten.

Das Heraustreten aus einer Identifikation geht immer mit viel Angst einher, die ausgehalten werden muß, bevor die damit verbundene Befreiung und die neuen Wahlmöglichkeiten geschätzt werden können. Besonders bei Corinna wurde erkennbar, daß die Angst zusätzlich jedoch durch die Bewußtmachung der ödipalen Liebe zum Vater und der Überschreitung der Inzestschranke vergrößert wurde. Durch die Deutung der Überich-Ängste wurde das Vertrauen in die Neutralität der Analytikerin gestärkt und damit der Zugang zu einem introspektiven Prozeß eröffnet.

Der psychische Innenraum, der Raum der Phantasien und Gefühle, die sozusagen unter der Rinde des Bewußtseins und des logischen Denkens wirken, hat im Primärprozeß-Denken (Freud 1913, 1920) enge Beziehungen zu unbewußten Vorstellungen über das Innere des Körpers. Die Entwertung der Gefühle und die Entwertung des weiblichen Körpers mit seinen Geheimnissen, spezifischen, biologisch bedingten Fähigkeiten und darauf beruhenden Erlebnismöglichkeiten sind also zwei Seiten einer Medaille. Im therapeutischen Geschehen enthält die Wahrnehmung psychischer Vorgänge, die unbewußt und a-logisch sind, immer etwas von früherer Mütterlichkeit. Die Verbindung mit Sprache, also der Welt der symbolischen Ordnung, ist die zweite Säule des therapeutischen Geschehens. Die Fruchtbarkeit dieser wechselseitigen Abhängigkeit stellt als Modell eine Relativierung der einseitigen Hochschätzung von rationalem Denken und Objektivität dar, wie sie oft an den Hochschulen zu finden ist. Immerhin sollte ja die Aneignung von Wissen demjenigen Menschen, der es in sich aufnimmt, nicht nur instrumentell, sondern auch in seiner persönlichen Entwicklung dienlich sein, um dann durch ihn hindurch auch anderen Menschen zu dienen!

Bei diesen Studentinnen war die Vereinheitlichung der Selbstrepräsentanz, die in der ödipalen Phase und später noch einmal in der Adoleszenz als innere Entwicklungsaufgabe gestellt ist, nicht ausreichend gelungen. Stattdessen gab es nebeneinander bestehende männliche und weibliche Identifizierungen. Die übliche, positiv ödipale Konstellation, in der das Mädchen mit der Mutter um den Vater als Liebesobjekt konkurriert und um ihn wirbt, bestand neben einer Version der negativ ödipalen Konstellation, in der sich das Mädchen mit dem Vater identifiziert und die Mutter entwertet. Die Ablösung von den Eltern mit der Verinnerlichung der Bindung an sie war angesichts dieser phantasierten Sowohl-als-auch-Lösung nur bedingt möglich gewesen, die Integration von Größen- und von Unwertgefühlen unzureichend und die Fähigkeit zur Bindung an einem Partner und zur sexuellen Erfüllung deutlich eingeschränkt. Die Festigung der endgültigen Geschlechtsidentität war zusätzlich dadurch erschwert, daß sich diese Frauen nicht an einer sich liebevoll ergänzenden Beziehung der beiden Eltern orientieren konnten. Diese setzt eine Ausdifferenzierung der Ge-

schlechterrollen voraus, in der die zeitweilige, wechselseitige Identifikation der beiden Eltern miteinander ebenso einen Platz hat wie die polaren, sich ergänzenden sexuellen Rollen. Statt dessen lebten sie unbewußt mit einem Modell wechselseitiger Entwertungen von Mann und Frau, das wohl nicht nur auf ihren Phantasien beruhte. Auf der bewußten Ebene hatten die Männer die beherrschende und die Frauen die unterlegene Position inne, die Sphäre des theoretischen Wissens aber gehörte für sie zum männlichen Bereich. Erst mit einer Umgestaltung und Neubewertung der eigenen Beziehungen zu Vater und Mutter wurde der Weg zu einer weiblichen Identitätsbildung, zu einem souveräneren Verhältnis zur Wissenschaft und zum Studienabschluß geöffnet.

Unser Wissen über geschlechtsspezifische Eigenheiten in der Organisation der Denkvorgänge und der Wissenschaften ist erst ganz am Anfang (Fox Keller 1986). Man kann das vorliegende Material unter einer solchen Fragestellung noch einmal anders betrachten, als wenn es lediglich als Dokument individueller Probleme gesehen wird. Möglicherweise können die Schwierigkeiten dieser vier Frauen dabei helfen, schwer faßbare, aber weit verbreitete Schwierigkeiten, mit denen Frauen im Studium zu kämpfen haben, besser zu lokalisieren. Es reicht heute nicht mehr aus, solche Schwierigkeiten mit den altehrwürdigen Stereotypen über männliche und weibliche Intelligenz zu beantworten. Es könnte auch sein, daß sie auf einen Mangel im Wissenschaftsbetrieb aufmerksam machen, der verändert werden sollte. Vielleicht ist es ja so, daß nicht „wissenschaftliches Denken" und „wissenschaftliche Objektivität" an sich Frauen mehr Schwierigkeiten bereiten als Männern, sondern daß Frauen empfindlicher, weil konflikthafter auf das Ausmaß an Selbstverleugnung reagieren, das eine nicht selten undurchschaubar gewordene Abstraktheit und eine zum Ideal erhobene Objektivität verlangen.

Wie das vorgelegte Fallmaterial zeigt, kann Rationalität gewohnheitsmäßig zu Abwehrzwecken, also irrational eingesetzt werden und sich selbst dabei rechtfertigen. Dieser Gefahr sind nicht nur Individuen, sondern auch Gruppen ausgesetzt, nur ist sie in großen Gruppierungen noch weit schwerer zu erkennen. Für diesen Erkenntnisprozeß ist es sehr wichtig, nicht über das Leiden ihrer verschiedenen Mitglieder hinwegzugehen.

Bibliographie

Chehrazi, Sh. (1988): „Zur Psychologie der Weiblichkeit. Ein kritischer Überblick." In: *Psyche* 42, S. 307ff.

Fox Keller, E. (1986): *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?*, München; Wien: Hanser.

Freud, S. (1967). *Das Unbewußte*. GW X, Frankfurt a. M. Fischer-Verlag. S. 264.

– ders. (1967). *Jenseits des Lustprinzips*. GW XIII, Frankfurt a. M. Fischer-Verlag. S. 3.

Kaplan, D.M. (1990): „Some Theoretical and Technical Aspects of Gender and Social Reality in Clinical Psychoanalysis." In: *Psychoanalytic Study Child* 45, S. 3ff.

Teuwsen, E. (1990): „Autonomie- und Trennungsdynamik bei Studierenden." In: *Psychother. Psychosom. med. Psychol.* 40, S. 432ff.